

Kapitel 1

Das vom Zustand und dem Treiben des berühmten Edelmannes Don Quijote de la Mancha erzählt

In einem Ort in La Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern möchte, lebte vor nicht allzu langer Zeit ein Edelmann, einer von denen, die eine Lanze führen, einen alten Lederschild, einen schwachen Klepper und einen schnellen Windhund besitzen. Ein Topf mit mehr Kuh als Hammel darin, am Abend meist ein Eintopf, samstags nur jämmerliche Reste, Linsen am Freitag, sonntags obendrein noch ein Täubchen. Und das verschlang schon drei Teile von dem Geld, das er besaß. Was übrigblieb, das gab er aus für ein Gewand aus Schurwolle, zotteliger Strümpfe für die Festtage, mit seinen Pantoffeln aus dem gleichen Stoff, und die Tage unter der Woche ehrte er mit seinem feinsten Tuch. In seinem Haus hatte er eine Haushälterin jenseits der Vierzig und eine Nichte, die noch keine zwanzig war, und einen Haus- und Bauernburschen, der ebenso den Klepper sattelte, wie er die Baumschere nahm. Unser Edelmann mag um die fünfzig Jahre alt gewesen sein. Von kräftiger Statur, mit dürrem Leibe, hagerem Gesicht, war er stets früh auf und ein Freund der Jagd. Es hieß, sein Beiname sei Quijada oder Quesada, was sehr wohl ein Unterschied ist, je nachdem, welcher Schreiber es verfasst hat, wobei glaubwürdige Vermutungen darauf schließen lassen, dass er sich Quejana nannte. Das jedoch ist für unsere Geschichte kaum von Bedeutung; es genügt, dass in unsere Erzählung der Wahrheit entspricht.

Bekannt ist also, dass dieser erwähnte Edelmann in der Zeit des Müßiggangs, was die meiste Zeit des Jahres der Fall

war, sich der Lektüre von Büchern über die Ritterschaft widmete, und zwar mit solcher Hingabe und Vergnügen, dass er darüber vollkommen die Ausübung der Jagd vergaß und sogar die Verwaltung seines Gutes. Und seine Neugier und seine Unsinnigkeit darüber gingen sogar so weit, dass er große Teile seiner Ländereien veräußerte, um Bücher über die Ritterschaft zu erwerben, die er las und alle in sein Haus brachte, derer er habhaft werden konnte. Und von all denen erschien ihm keines so gut wie die, die der berühmte Feliciano de Silva niedergeschrieben hatte, denn die Übersichtlichkeit seiner Prosa mit ihrem verwirrten Gerede erschien ihm wie Perlen, umso mehr, wenn er dazu kam, solche Schmeicheleien und herausfordernde Briefe zu lesen, in denen oft Folgendes geschrieben stand: Der Sinn des Unsinn, den Ihr meinem Sinn angedeihen lasst, der dadurch meinen Verstand entkräftet, der aus gutem Grund über Eure Schönheit sich beklagt. Und dann war zu lesen: „... die alten Himmel, die mit Eurer Göttlichkeit wundersamerweise euch mit den Sternen stärker machen und Euch des Verdienstes wert machen, den Eure Herrlichkeit verdient.

Über diesem Gerede verlor der arme Ritter den Verstand und sorgte sich darum, deren letzten Sinn zu begreifen und zu verstehen, was selbst Aristoteles weder begriffen noch verstanden hätte, selbst wenn dieser nur diesem Zwecke wieder auferstehen sollte. Es ging ihm nicht so gut mit den Verletzungen, die der gute Belianís gab und nahm, denn er stellte sich vor, dass trotz der großen Meister, die ihn geheilt hatten, er nicht aufhören würde, all die Narben im Gesicht und am Körper zu tragen. Doch trotz alledem pries er den Verfasser des Buches, der sein Werk mit dem Versprechen vollendet hatte, dass dieses Abenteuer niemals enden

möge. Und viele Male überkam ihn der Wunsch, zur Feder zu greifen und das Buch Wort für Wort genauso zu beschließen, wie es beschrieben wurde. Sicher hätte er so etwas getan und es wäre ihm gelungen, hätten ihm nicht andere Gedanken, die größer und beständiger gewesen, im Wege gestanden. Er stritt oftmals mit dem Pfarrer seines Ortes, einem Gelehrten, der in Sigüenza studiert hatte, darüber, wer der bessere Ritter gewesen sein mochte, Palmerín von England oder Amadís von Gallien. Mehr noch Nicolás, Barbier desselben Dorfes, sagte, dass keiner dem Ritter der Sonne das Wasser reichen könne. Und wenn es einen gäbe, der dazu imstande sei, dann nur Don Galaor, Bruder von Amadís de Gaula, denn nur er sei in der Verfassung gewesen, um das zu erreichen. Er sei kein zimperlicher Ritter gewesen und auch nicht so weinerlich wie sein Bruder, und er sei auch mutig genug gewesen, um seinem Bruder in nichts nachzustehen.

Am Ende vertiefte er sich so sehr in seine Lektüre, dass er die Nächte von der Dämmerung bis zum Morgenrot und die Tage vom Morgenrot bis zur Dämmerung lesend verbrachte. Und so vertrocknete sein Gehirn, denn er schlief zu wenig und las zu viel, sodass er schließlich den Verstand verlor. Er war voll von der Fantasie all dessen, was er in den Büchern las, sowohl die Verzückung als auch die Raufereien, Schlachten, die Herausforderungen und Blessuren, Schmeicheleien und Liebschaften, Unwetter und unglaubliches Gewäsch. Und all das setzte sich derart in seiner Vorstellung fest, dass er diese ganze Maschinerie der aufsehenerregenden Träumereien, die er las und die doch erfunden waren, für bare Münze nahm. Für ihn gab es keine Geschichte auf der Welt, der mehr Wahrheit innewohnte. Cid Ruy Díaz sei ein sehr guter Ritter gewesen, sagte er,

doch mit dem Ritter des Flammenschwertes könne er es nicht aufnehmen, denn der habe mit einem einzigen rückwärts gerichteten Hieb zwei wütende und ungeheuerliche Riesen entzweigeschlagen. Mehr schon gab er auf Bernardo del Carpio, denn dieser hatte in Roncesvalles Roldán den Verzauberten getötet und sich dabei die Taktik des Herkules zunutze gemacht, mit der dieser Anteo, den Sohn der Erde, mit seinem Armen erwürgt hatte. Er sprach viel und gut von dem Riesen Morgante, denn obwohl der von diesen Riesen abstammte, die allesamt hochmütig und ungehörig waren, war nur er allein umgänglich und wohlerzogen. Doch vor allem hielt er sich gut mit Reinaldos von Montalbán, umso mehr, wenn man den seine Burg verlassen und alle berauben sah, denen er begegnete. Und wenn man dann sah, wie er auf der anderen Seite jenes Götzenbild von Mohammed stahl, das ganz aus Gold war, wie es eine seiner Geschichten behauptet. Er hätte seine Hauswirtin gegeben und auch noch seine Nichte, wenn er nur dem Verräter Galalón ein paar Fußtritte hätte verpassen können.

Als sein Verstand schließlich ganz am Ende war, kam ihm ein so merkwürdiger Gedanke, wie er auf der Welt noch keinem Narren gekommen war. Und er tat, was ihm angemessen und notwendig erschien, um seinen Ruhm zu mehren und ebenso, um seinem Land zu dienen, da er doch ein fahrender Ritter sei. Und er ging hinaus in die weite Welt mit seinen Waffen und seinem Pferd, um nach Abenteuern zu suchen und um sich in all dem zu üben, was er gelesen hatte, was die fahrenden Ritter übten, also alles Unrecht zu vernichten und nach Gelegenheiten und Gefahren zu suchen, damit sein Name schließlich nie mehr vergessen und ihm Ruhm und Ehre zuteilwerden mochten. Schon sah

sich der Bedauernswerte durch den Mut seines Armes gekrönt, zumindest vom Reich Trapisonda. Und mit diesen angenehmen Gedanken, entsprungen aus dem seltsamen Vergnügen, das er empfand, machte er sich daran, seinen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen.

Zuerst machte er sich daran, einige Waffen zu reinigen, die seinen Urgroßeltern gehört hatten, die voller Rost und Schimmel waren, die einst irgendwohin geworfen und über Jahrhunderte vergessen worden waren. Er putzte sie und richtete sie her, so gut er konnte, doch dann sah er, dass etwas Bedeutendes fehlte. Denn er besaß keinen vollständigen Helm, sondern nur eine einfache Sturmhaube. Doch er war findig genug und stellte aus einem Stück Pappe eine Art Halbhelm her, der mit der Sturmhaube verbunden ein wenig wie ein vollständiger Helm ausschaute. Es ist wahr, dass er, um die Stärke zu testen und zu überprüfen, ob er einem Stich standhalten würde, sein Schwert zog und zweimal zuschlug. Mit dem ersten Schlag schon zerstörte er, was er binnen einer Woche gefertigt hatte. Und er bemerkte sehr wohl, mit welcher Leichtigkeit er ihn zerfetzen konnte, und das missfiel ihm. Um sich vor dieser Gefahr zu schützen, baute er ihn um. Er setzte Eisenstäbe hinein, bis er mit der Widerstandskraft des Helmes zufrieden war. Er wollte ihn nun keinem neuerlichen Test unterziehen, nahm ihn und erklärte ihn zu einem hervorragenden vollständigen Helm.

Dann ging er, um nach seinem Gaul zu sehen und obwohl dieser mehr Wunden hatte als ein Heller Pfennige und mehr Makel als das Pferd von Gonela, das *tantum pellis et ossa fuit*¹, erschien es ihm, als könne weder Alejandro noch der

1 Er war nur Haut und Knochen

Babecia von Cid es mit ihm aufnehmen.

Vier Tage vergingen, in denen er überlegte, welchen Namen er seinem Gaul nun geben sollte. Denn, so sagte er zu sich, es gibt keinen Grund, warum das Pferd eines so berühmten Ritters, das selbst auch so ein fantastisches Pferd sei, keinen Namen haben sollte, der ebenfalls berühmt sein würde. Und so suchte er nach einem Namen, der besagte, was er einst gewesen sei, ehe er einem fahrenden Ritter gehörte, und was er nun sei. Es sei doch angemessen, nachdem sich nun der Stand seines Herrn geändert hatte, dass auch er seinen Namen ändere und auch er einen verdiene, der berühmt und aufsehenerregend sei. Ein Name, der dem neuen Rang und der neuen Aufgabe entsprach, die er nun bereits ausübte. Und nachdem er viele Namen erdacht und wieder gestrichen und verworfen hatte, ergänzt und wieder zerschlagen, immer und immer wieder in seinem Gedächtnis und seiner Vorstellung, nannte er es schließlich Rosinante. Ein Name, der, so schien es ihm, großartig und klangvoll war. Und bedeutsam dafür, was er einst gewesen war, als er noch ein Gaul gewesen war, ehe er zu dem wurde, was er nun war, als erster Gaul auf der Welt.

Nun hatte er seinem Pferd einen Namen gegeben, der ihm so gut gefiel, und wollte sich selbst einen geben. Darüber dachte er acht Tage lang nach und nannte sich schließlich Don Quijote. Wie bereits erwähnt schlossen daraus die Verfasser dieser wahren Geschichte, dass er zweifellos Quijada geheißen haben muss, und nicht Quesada, wie andere gern behaupten. Doch dann erinnerte er sich, dass der wackere Amadís sich nicht damit zufriedengegeben hatte, sich einfach nur Amadís zu nennen. Vielmehr hatte er

auch den Namen seines Reiches und seiner Heimat angenommen, auf dass es berühmt werde. Und so hatte er sich Amadís de Gaula genannt. So wollte auch er wie ein guter Ritter den Namen seiner Heimat dem Seinen hinzufügen und nannte sich Don Quijote de la Mancha. Damit erklärte er voller Leben seine Abstammung und seine Heimat und ehrte sie, indem er deren Beinamen annahm.

Nun hatte er seine Waffen gereinigt, aus seiner Sturmhaube einen vollständigen Helm gefertigt, seinem Gaul einen Namen gegeben und sich selbst ebenso, und ihm wurde klar, dass ihm nun nichts mehr fehlte als eine Frau zu finden, in die er sich verlieben würde. Denn ein Ritter ohne Liebe ist wie ein Baum ohne Blätter und Früchte, wie ein Körper ohne Seele. Und so sagte er zu sich:

“Wenn ich wegen meiner Sünden oder durch pures Glück dort auf irgendeinen Riesen treffe, wie es üblicherweise den fahrenden Rittern geschieht, und ihn durch einen Treffer zu Boden werfe, oder ihn in der Mitte entzweischlage, oder am Ende ihn besiege und bezwinge. Ist es dann nicht gut, wenn ich jemanden habe, dem ich ihn präsentieren will und zu dem er kommt und niederkniet vor meiner lieblichen Herrin? Und zu der er mit demütiger und ergebener Stimme sagt:

“Ich, Herrin, bin der Riese Caraculiambro, Herr der Insel Malindrania, gegen den der Ritter Don Quijote de la Mancha, der nie so gepriesen wurde, wie er es verdient, einen einzigartigen (Einzelkampf) Sieg errungen hat. Der mich zwang, mich Euer Gnaden zu präsentieren, damit Eure Herrlichkeit nach Belieben über mich verfüge.“

Oh, wie freute sich unser guter Ritter, nachdem er diese

Rede gehalten hatte, und noch mehr, nachdem er jemanden gefunden hatte, der er den Namen seiner Jungfer geben könne! Und so kam es, glaubt man, dass an einem Ort nicht weit von seinem, ein sehr schönes Bauernmädchen gewesen sei, in das er eine gewisse Zeit verliebt gewesen sei. Doch es heißt, sie habe das nie gewusst und sich nie darum geschert. Ihr Name war Aldonza Lorenzo und es schien ihm sehr schön, sie zu der Herrin aus seinen Gedanken zu machen. Und er suchte ihr einen Namen, der seinem nicht zu unähnlich sei und der zu einer Prinzessin und hohen Herrin passte und ihrer würdig sei. Und so nannte er sie Dulcinea del Toboso, denn sie kam gebürtig aus Toboso. Dies war ein Name, der ihm klangvoll und fremdartig erschien. Und er war sinnhaft wie alle anderen Namen, die er sich selbst und den Dingen, die er um sich scharte, gegeben hatte.